

(Nachdruck verboten.)

## Herrn Zickendrath's Pensionäre.

9) Roman von D. Eugen Hoffmann.

Das ging so eine gute halbe Stunde. Herr Zickendrath vergaß ganz, daß er auf dem Lauscherposten stand. Er lachte mit, wenn die drüben lachten, und hier und da versuchte er sogar, einen besonders charakteristischen Ton still für sich nachzubilden. Bis ihm plötzlich das Unstatthafte seines Benehmens zum Bewußtsein kam. Auf den Fußspitzen verließ er sein Versteck. Aber erst nachdem er eine Viertelstunde mit der Erinnerung gekämpft hatte, gewann er sein pädagogisches Gleichgewicht zurück. Das durste so nicht weiter gehen. Wo blieb da die Autorität? Es war einfach unverantwortlich von dem Kantor, der doch auch Schulmann gewesen war.

Herr Zickendrath hatte allerdings nicht mehr viel Respekt vor dem Schulmann Tripps, nachdem er mit ihm ein Gespräch über die Methode der Erziehung gehabt hatte. Diese Frage beschäftigte ihn nämlich fortwährend, nachdem die Unterhaltung mit dem Direktor sie in ihm mehr angeregt als geklärt hatte. Er hatte sich eingebildet, von Tripps, dem Fachmann, endgiltigen Aufschluß darüber bekommen zu können. Na, ich danke schön; der wußte ebenso wenig davon wie Herr Zickendrath selbst.

Er hatte seine Frage mit aller Vorsicht angebracht, so hinten herum, als ob er ja selbst schon seine erprobte und bewährte Ansicht über die Sache habe und nur gern auch einmal eine andere hören möchte. Und da hatte der alte Schafskopf in seiner bekannten versteckten Weise vor sich hingegrinst und gesagt:

„Was ich darüber denke? . . . hm! . . . Das will ich Ihnen verrathen. Es giebt überhaupt nicht eine richtige Methode der Erziehung. Es giebt so viele richtige Methoden, wie es richtige Erzieher giebt. Jeder Erzieher ist selbst seine Methode. Wenn Sie keine Methode si n d, dann bemühen Sie sich nur ja nicht, eine zu h a b e n. Das wäre verlorene Liebesmüh!“

Na, Quatsch!

Aber das konnte man ihm nicht sagen, mit Rücksicht auf das Geschäft, ebenso wenig, wie man jetzt direkt seinen unheilvollen Einfluß auf die Jungen unterbinden konnte. Der Mensch war im Stande und zog einfach aus. Das durste man nicht riskiren. Nein, das mußte feiner angefangen werden.

Als man sich zum Abendbrot setzte, war Herr Zickendrath zu einem Entschluß gekommen. Er warf so ganz wie von ungefähr eine Frage nach dem Professor Schmale hin. Ob er wohl noch nicht daran dächte, seinen Abschied zu nehmen. Er wäre doch schon ein alter schwächlicher Herr. Daran gedachte er dann einige Bemerkungen über die Schwere des Lehrerberufs überhaupt anzuknüpfen und so nach und nach die gedankenlosen Jungen zu einer anderen Anschauungsweise ihren Erziehern gegenüber zu bringen. Aber schon bei der bloßen Nennung des Namens ging ein Leuchten über die drei Gesichter vor und neben ihm. Gustel fühlte sich sofort in sein eigenstes Fahrwasser geschoben.

„Daoh!“ koste er, „der Herr Professor — da weiter — Schoolmann mit Leib und Seele — da weiter.“

Die Uebrigen johlten vor Vergnügen, und Herr Zickendrath selbst konnte sich nicht ganz das Lachen verbeissen. Als aber die Hallunken das erst sahen, da stürzten sie sich über den armen Professor her wie die Hunde über den Fuchs und fingen an, Geschichten von ihm zu erzählen. Dabei überhörten sie einander, um sich gegenseitig zu verbessern und zu ergänzen. Schließlich behielt Gustel das Wort, weil er vermöge seines allgemein anerkannten Kopirtalents die Morithaten des Professors doch am wirkungsvollsten vortrug.

Es war ja ein zu komischer alter Herr, mit seinen Zwangsvorstellungen, seiner Abneigung gegen alle geträumten Linien und seiner ewigen Angst vor dem Hintermann. Er ertrug es nämlich nicht, daß jemand längere Zeit hinter ihm her ging. Dann wurde er unruhig, sah sich in der Minute zehnmal um und blieb zuletzt stehen, um den Nachfolgenden an sich vorbeizulassen. Oder, wenn ihm das nicht gelang — und die nieder-

trächtigen Bengel, die es darauf abgesehen hatten, thaten ihm nie den Gefallen, sondern blieben auch stehen — dann machte er kurz entschlossen kehrt und suchte sich einen anderen Weg. Dabei bewegte er sich stets in schnurgraden Linien, ging um jedes Hinderniß in säh gebrochenen rechten Winkeln herum und blieb minutenlang stehen, um zu überlegen, wie er am besten auf die andere Straßenseite käme.

Herr Zickendrath nahm die merkwürdigen Erzählungen mit gespannter Neugier in sich auf. Aber er war bemüht, sich nichts davon merken zu lassen.

„Das ist eben krankhaft bei dem alten Herrn,“ warf er in bedauerndem Tone dazwischen. Er that ihm ja auch wirklich leid, der arme, von seinen Einbildungen gequälte Mann; aber andererseits — es war doch zu originell, man mußte darüber lachen. So ging es den Jungen ebenfalls. Nur daß sie über die pathologische Seite der Erscheinung noch kühler, mitleidsloser dachten. Sie leugneten es gar nicht, daß es krankhaft sein mochte; aber das hielt sie nicht ab, sich immer wieder mit teuflischem Behagen an den Absonderlichkeiten des Professors zu weiden.

„Ne, wenn er einen Brief zur Post bringt, das ist zum Schreien. Dann schiebt er erst dreimal am Kasten vorbei und wirft nur einen ganz kurzen verstohlenen Blick zur Seite. Mit einem Male schießt er drauf los, wirft den Brief hinein, steckt die ganze Hand hinterher und krabbelt wie verrückt in dem Spalt herum. Dann geht er langsam ab. An der nächsten Ecke bleibt er plötzlich stehen, kehrt um, faust wieder an dem Kasten vorbei, macht noch einmal kehrt, tritt an den Kasten ran, hebt den Deckel auf und guckt rein. Darauf kriegt er einen Schrecken, sieht sich rund um, ob ihn keiner beobachtet, guckt noch einmal in den Kasten, und setzt von dannen.“

In der Schule wurde er natürlich furchtbar bemogelt. Das war ein Kapitel für sich. Besonders spähhaft deshalb, weil er selbst es für ganz unmöglich hielt, daß jemand es fertig brächte, ihn zu betrügen.

„Haltet mich doch nicht für so dumm, ihr Jungen! Ich kriege alles raus.“

Dann wollte die Klasse ersticken vor unterdrücktem Lachen.

Wenn er ein Zimmer betrat, hängte er seinen Ueberzieher in die eine Ecke, den Hut in die andere, den Stock stellte er in die dritte. Und überall mußte ein gefülltes Waschbecken zu seiner Verfügung sein, in dem er sich von zehn zu zehn Minuten die Fingerspitzen naß machen konnte.

In dem Restaurant, wo er Stat spielte, mußte der Kellner sein Bier stets auf dieselbe Ecke des Tisches stellen, der von seinem Plake am weitestens entfernt war. Nach jedem Spiel stand er auf, ging durch das Lokal, trank einen verschwindend kleinen Schluck, steckte die Finger ins Waschbecken und kehrte zu seinen Karten zurück. Wenn ihn irgend etwas zwang, in diesem Programm eine Aenderung eintreten zu lassen, so wurde er ungemütlich.

„Daoh, ich will meine Bequemlichkeiten haben,“ sagte er dann: „Sonst kann ich ja auch zu Hause bleiben — da weiter.“

Die Jungen, die alle diese Geschichten seit Jahren kannten, wurden nicht müde, sie immer wieder auszukramen und zu belachen. Was Wunder, daß Herr Zickendrath, der sie zum ersten Mal hörte, ganz davon überwältigt wurde und seine ursprüngliche Absicht vollständig vergaß. Das Abendbrot endete unter allgemeinem Galloß, das sich noch die Treppe hinauf bis ins obere Stockwerk fortplanzte.

„Verfluchter Kerl!“ sagte Herr Zickendrath, der allein zurückgeblieben war. Er meinte Gustel, dessen schauspielerische Fähigkeiten ihm geradezu imponirt hatten. „Das hätte ich hinter dem Nidel nicht gesucht!“

Ein paar Tage später wurde allerdings seine Meinung von dem Werth dieser Talente bedeutend herabgestimmt. Er erwischte den Komödianten nämlich gegen Abend, wie er im Hofe auf und ab spazierte, die grüne Schürze vorgebunden, die Ballonmütze auf dem Kopfe, und munter pfeifend die Bewegungen des Stiefelwischens ausführend.

Zuerst fühlte er den heftigen Drang, sich auf den infamen Missethäter zu werfen und ihn nach Noten durchzuwalzen. Dann hörte er aber die Stimmen der beiden anderen, die

oben zu ihren Fenstern herauslehnten und vor Vergnügen quieteten. Da hielt er es für besser, sich unbemerkt wieder zurückzuziehen.

Aber er nahm sich fest vor, sich keine Geschichten wieder erzählen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

### Die Wallenstein-Trilogie.\*)

Das hundertjährige Bühnenjubiläum der Wallenstein-Trilogie hat der Freien Volksbühne zu einer Aufführung des letzten Theils derselben, zu „Wallenstein's Tod“, Anlaß gegeben. In Hinsicht auf den innerlichen Zusammenhang der verschiedenen Theile wäre jedenfalls die Aufführung des gesamten Dramas für die Zuschauer von größerem Nutzen gewesen. Da solches aber für eine nichtlängliche Bühne außerhalb des Bereichs der Möglichkeit liegt, so wollen wir zum Verständniß des Ganzen nicht unterlassen, auch noch von dieser Stelle aus die Grundgedanken des Schiller'schen Dramas in den wesentlichen Punkten zu erörtern.

Es sei vorausgeschickt, daß der Wallenstein Schiller's als Charakter mit dem historischen nichts gemein hat. Der Dichter hat ihn als einen großen Menschen geschildert, der allein durch die Zeitverhältnisse auf die abschüssige Bahn gedrängt ist, der wohl bewußt den Verrath an seinem höchsten Kriegsherrn begangen hat, aber nur um Größeres dadurch zu bezwecken, nämlich durch eine Verständigung mit den Schweden, den Feinden des Kaisers, dem unglücklichen deutschen Vaterland den Frieden zu bringen. Dieser mit einem weitschauenden Blick begabte, von edlen Motiven besessene Held war Wallenstein nicht, sein Charakter war niemals edel, von einem grenzenlosen Ehrgeiz und der kältesten Nachsicht erfüllt, lebte er nur sich und seinem blutigen Handwerk. Eine solche Gestalt, der kein poetischer Zug anhaftet, konnte Schiller unmöglich zu neuem Leben erwecken, da er die Bühnen grundsätzlich als Erziehungs-Institut ansah. Von den Brettern herab wollte er das Evangelium der Freiheit und Menschlichkeit predigen, den Menschen in seinem höchsten Sittungstypus, in seiner Größe und in seinem Edelstimm als ein nachzueiferndes Beispiel dem Publikum vorführen. Diese Charaktere lehren in allen Schiller'schen Stücken wieder, so verschiedenartig sie auch sonst gezeichnet sind und so verschieden auch das Milieu, in dem sie sich bewegen, gestaltet ist.

Von solchen Beweggründen geleitet, sah sich Schiller genöthigt, die wirklichen historischen Begebenheiten wesentlich zusammenzudrängen, den verschiedenen Unternehmungen Wallenstein's gegen den Kaiser, den Kleinlichen und niederträchtigen Mitteln, mit denen er seine Machtstellung begründet hat, höhere Motive zu unterziehen. Auch mußte der Charakter des Helden größer und mächtiger gestaltet und selbst den Nebenfiguren Absichten und Ideen angegedichtet werden, die sie nie gehegt haben. Diese dichterische Umwandlung der Charaktere genügt aber für die Durchführung des Hauptgedankens noch nicht, es mußten auch Konflikte geschaffen werden, die den Fortlauf der Handlung bedingten und die dem Zuschauer die Gestalt des Helden menschlich näher rückte. So verbot Schiller in dem Drama die Politik, die in ihrem kühl berechnenden Wesen nie wärmeren Gefühle erwecken kann, mit der Liebe; es entstanden die Figuren des Max und der Thella, deren Durcharbeitung er sich mit besonderem Eifer angelegen sein ließ. Es war das alte, für eine Bühnenwirkung äußerst dankbare Motiv der Schicksalstragödie, das in „Romeo und Julia“ seine höchsten Triumpfe feiert: wenn die Eltern in tödtlichem Haß ergrimmten, dann erglühn die Kinder in leidenschaftlicher Liebe zu einander. Max Piccolomini ist eine frei erfundene poetische Figur und ähnlich auch Thella. Wallenstein hatte zwar eine Tochter gehabt, die aber aus dem Grunde schon in dem Drama ihres Vaters keine Rolle spielen konnte, weil der Gegenstand ihrer Liebe, der Sohn Octavio, eine Fiktion war.

Beide an sich grundverschiedene, nebeneinander laufende Handlungen, die Staatsaktion und die Liebesstragödie, hat Schiller in den beiden Haupttheilen „Die Piccolomini“ und „Wallenstein's Tod“ zu einer Gesamttaktion derart vereinigt, daß niemals die eine über die andere zur entschiedenen Herrschaft gelangt. In dieser Verquickung der Konflikte, die ineinander begründet sind und die ihre Lösung in dem tragischen Untergang beider Helden finden, ist die Bedeutung des Dramas zu suchen. Die trodene Entwicklung der Staatsaktion allein würde den Zuschauer wenig befriedigen, hätte nicht Schiller durch die seinen Gestalten des Max und der Thella das gefühlvoll lyrische Moment in die Dichtung getragen und jene nichterne brutale Welt dadurch gleichsam mit einem idealen Zweck erfüllt.

In seinem direktem Zusammenhang mit der Handlung des Dramas steht das Vorbild „Wallenstein's Lager“. Der Dichter führt dem Zuschauer ein Sittenbild vor Augen, das ihn mit jener wildbewegten Zeit vertraut macht, schildert das Milieu, in dem sich Gestalten wie Wallenstein, Octavio Piccolomini, Buttler entwickeln konnten. Diese bunt zusammengewürfelten Schaaren, die nichts fürchten und respektieren, bilden Wallenstein's, „des Lagers Abgott und der Länder Geißel“, Werkzeug, mit dem er seine Pläne durchzuführen gedenkt. Insofern ist eine Bekanntschaft mit ihnen die un-

erklärliche Voraussetzung, um seinen Charakter zu verstehen, das gefährdete Lager ist die Nacht, mit der er seine Feinde in Schach hält. Das Solalkolorit nach dem Maßstab der modernen realistischen Bühnenkunst gemessen, ist im „Lager“ nicht zur Wiedergabe gelangt. Die gereimte Bersprache allein schon berührt uns fremdartig, sie ist nicht das rechte Ausdrucksmittel für die Stimmungen der rohen Soldateska, nur in der Kapuzinerpredigt, die nach der Art der Zeit mit vielen lateinischen Floskeln gepickt ist, erhöht sie die groteske komische Wirkung. Durch diesen wuthschäumenden Pfaffen, der über die Sittenverderbniß der Soldateska weidlich schimpft und selbst dem Abgott des Tages den Telt ließ, werden wir im übrigen auf die bevorstehende Katastrophe leicht hingewiesen.

Die eigentliche Exposition zu „Wallenstein's Tod“ ist in den „Piccolomini“ gegeben. Hier werden die Fäden angeknüpft, die den Untergang des Helden herbeiführen. Wallenstein tritt, obgleich sich die Handlung um seine Person dreht, noch nicht als Hauptakteur auf, er hat die That nur erst gedacht, zwar ist er bereits in Unterhandlung mit den Schweden getreten, aber noch schwankt er in seinem Entschluß, vom Kaiser abzufallen. Schiller macht die Generale Terzky und Illo zu den intellektuellen Urhebern des Hochverraths, um seinen Helden von dem furchtbaren Verbrechen zu entlasten. Sie bringen es zu Stande, den Herzog von der Nothwendigkeit eines schnellen Abfalls zu überzeugen, und um ihn auch der Treue seiner Generale zu vergewissern, verschaffen sie ihm eine Art Suldbigungsadresse, in der Letztere sich eidlich verpflichten, bis zum letzten Blutstropfen ehrlich und getreu zu ihm zu halten. Um zu diesem Ziele zu gelangen, stellen sie, da sie selbst nicht mehr an die unbedingte Ergebenheit der Generale glauben, das Schriftstück in zwei Exemplaren aus. Das eine, dem die Klausel: „So weit nämlich unser dem Kaiser geleisteter Eid es erlauben wird,“ eingeschoben ist, wird den Generalen auf einem Festmahl verlesen, das andere, dem die verhängnißvolle Klausel fehlt, wird ihnen zur Unterschrift vorgelegt. In der weinseligen Stimmung gelingt der Betrug vollkommen, alle haben sich dem Herzog verschrieben, nur Max nicht, ihm ist diese sonderbare Manipulation unverständlich, er begreift nicht, daß es überhaupt einer schriftlichen Bestätigung der Treue zu dem von ihm hochverehrten Feldherrn bedarf. Der alte Piccolomini dagegen unterschreibt mit vollem Bedacht die Eidesformel, er, das Haupt der Gegenverschwörung, der bereits im Besitz der Aukterklärung des Herzogs ist und seine Ernennung zum Höchstkommandirenden in der Tasche trägt, darf jetzt am allerwenigsten das blinde Vertrauen Wallenstein's erschüttern, denn bevor er die Aht an ihm vollstrecken kann, muß er einen thatsächlichen Beweis seiner Schuld erbringen.

Damit setzt die Haupthandlung des Dramas ein. Inzwischen hat sich auch das Liebesverhältnis des Max zu Thella angeknüpft. Max, von seinem Vater in dem Komplot eingeweiht, wird in einen heftigen Konflikt gestürzt, sein ehrlich reiner Sinn sträubt sich gegen die Rolle, die ihm jener zugedacht hat. Mit inniger Freundschaft ist er dem Herzog verbunden, er liebt ihn als den zweiten Vater, für ihn ist er der Inbegriff alles Großen und Edlen und nun knüpft ihn auch noch die Liebe zu Thella an das Haus Wallenstein. Er kann das Ungeheuerliche nicht glauben, Wallenstein kann unmöglich zum Verräther werden, er wird ihn daher selbst auffordern, die künstlichen Gewebe, die die Hofbale um ihn gesponnen hat, mit einem geraden Schnitt zu durchkreuzen. Max, der die ideale Verkörperung einer besseren Welt ist, den der Dichter mit seinem Bedacht in ein inniges Verhältnis zu Wallenstein gestellt hat, zu dem der rauhe Feldherr sich als das Abbild seiner reineren Jugend, seines besseren Ich's, durch geheimnißvolle Bande hingezogen fühlt, wandelt nicht die trümmern Wege der Politik: „O, diese Staatskunst, wie verwünscht ich sie! . . . Ja, ihr könnt ihn, weil ihr ihn schuldig wollt, nur schuldig machen.“ — Nunmehr ist Max vor die Alternative gestellt, entweder den Freund oder den Vater zu verleugnen und in diesen Konflikt mischt sich weiter der Streit der Liebe und der Pflicht. — Die Lösung vollzieht sich im letzten Theil der Trilogie in „Wallenstein's Tod“.

Das Verhängniß reitet schnell. Wallenstein's Unterhändler Sefin ist von den Kaiserlichen abgefangen. Damit ist der vollgiltige Beweis seiner Schuld geliefert. Es giebt keinen anderen Ausweg mehr, er muß die That vollbringen, weil er sie gedacht. In einem gedankenreichen Monolog ergeht er sich in Betrachtungen über den Doppelsinn des Lebens und sucht nach Gründen, um seine That vor sich selbst zu verteidigen, und zögernd tritt er in die Unterhandlung mit den Schweden: „Noch ist er zeit — noch! Das Verbrechen kam nicht über diese Schwelle noch —“. Und immer neue Zweifel tauchen in ihm auf, er kann die Bedingungen der Schweden nicht annehmen, ein Verräther an deutschen Landen will er nie werden, sein Heer wohl, das kaiserlich sich nennt, das sich heute für diesen, morgen für jenen Herrn schlägt, kein Vaterland hat, kann er getrost zum Feinde führen, aber Prag darf der Schwede nicht erhalten. Man sieht, wie der Dichter ängstlich bestrebt ist, alle Momente zusammenzutragen, um seinen Helden zu entlasten, und von großen Gesichtspunkten geleitet, begehrt er die ruhmlose That, mag ihn die Welt auch verurtheilen, er konnte nicht anders handeln, um vor sich selbst bestehen zu können. Der geschichtliche Wallenstein kannte solche Skrupel nicht.

Während sich Wallenstein mit den Schweden verständigt, spinnt auf der anderen Seite der verschlagene Octavio Piccolomini die

\*) Dieser Artikel ist uns aus den Kreisen der „Freien Volksbühne“ mit der Bitte um Veröffentlichung zugegangen.  
Die Redaktion.

Gäden zu seinem Untergang weiter, es gelingt ihm, Molani und Buttler für seine Sache zu gewinnen, auch sein Sohn Max bleibt des Kaisers Sache treu, wie er nicht anders kann. Aber mit tiefer Bestimmtheit steht Octavio, daß nur die Pflicht den Sohn an Oesterreichs Fahnen gefesselt hat, sein Herz hat anders gewählt. Für Max ist der einzige Ausweg aus diesem Dilemma der Tod, an der Spitze seiner Pappenheimer will er sterbend siegen. Octavio ahnt diesen Ausweg und ruft erschüttert aus: „O Max, ich seh' dich niemals wiederkehren!“ — „Unwürdig deiner wirst du nie mich sehen.“ Damit giebt Max seinen unerschütterlichen Willen kund und Vater und Sohn trennen sich für immer, nachdem sie einen lauen Frieden geschlossen haben.

Im dritten Akt hat sich die Situation so weit zugespitzt, daß eine Katastrophe eintreten muß. Das Lager, Wallenstein's Stützpunkt, ist ins Wanken gerathen, die Generale fallen von ihm ab, die Regimenter folgen, Witter, den er seinen Freund wähnt, bereitet den feigen Mordanschlag vor. Auch der nächste Schlag bleibt ihm nicht erspart: Max kehrt zurück, um mit ihm zu brechen. Er muß die Geliebte noch einmal sehen, ehe er in den Tod geht. „Warum der Vater unverzöhnter Haß auch uns, die Liebenden, zerreißt scheiden?“ fragt er bewegt. Nach einer ergreifenden Szene reißt er sich von der Geliebten, die ihn auf den Weg der Pflicht weist, und von Allen, was ihm bisher lieb und theuer war, los — dem Untergang entgegen. „Man sagt, er wollte sterben“, berichtet später der schwedische Oberst der Geliebten. — Wallenstein, der sturmerprobte Held, zeigt sich in der Stunde des Unglücks und Gefahr in seiner ganzen Seelengröße, er hätte den Freund mit Gewalt zurückhalten können, er verschmäht das kleinliche Mittel aber und läßt ihn von dannen ziehen. —

Nun ist sein guter Stern gesunken. In Eger, wo die beiden letzten Akte spielen, empfängt er die Todesnachricht. „Die Blume ist hinweg aus meinem Leben, und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen. Denn er stand neben mir, wie meine Jugend, er machte mir das Wirkliche zum Traum.“ In diesen Worten hat der Dichter der Tiefe der Empfindung Wallenstein's zu Max den prägnantesten Ausdruck verliehen, er hat in sinniger Weise das Lebensschicksal beider mit einander verknüpft, ein gleiches Verhängniß waltet über ihren Häuptern, dem sie sich beugen müssen und dem sie schließlich zum Opfer fallen. Das Leben Max Piccolomini's ist mangellos dahingeflossen, weil er nicht auf eine einsame Höhe wie Wallenstein gestellt war, er durfte wenigstens für eine gute Sache sterben. Nicht so der andere, er hatte alle Bräden hinter sich abgedrohen, seinem herben Schicksal konnte nur durch den Dolch des fetten Mordmörders ein Ziel gesetzt werden. Durch diesen tragischen Ausgang wird für den Helden des Dramas ein Gefühl der Sympathie im Zuschauer geweckt, das er für den lebenden Wallenstein nicht empfinden konnte.

Unsere Zeit kennt kein eigentliches Heldendrama mehr; das gesammte frisch pulsirende Leben in allen seinen Erscheinungsformen zu schildern, psychologische Vorgänge zu entwickeln, das ist die Aufgabe, die sich die moderne Bühnendichtung gesetzt hat. Dazu bedarf es nicht der Herrscher und Mächtigen der Erde als Vorwurf, der moderne Bühnendichter muß äußerlich weniger bestechende Figuren zu Trägern seiner Idee machen, will er verstanden sein. Ein Wallenstein aber wird, mag auch der Gehalt dieser Bühnendichtung dem modernen Empfinden nicht mehr angemessen und die Technik veraltet sein, immer wieder einen begeisterten Widerhall in den Herzen der Zuschauer finden. —

Johannes Gauke.

## Kleines Feuilleton.

10. Das „Bureau Veritas“. Ueber das „Bureau Veritas“ enthält die neueste „Revista Maritima“ einen längeren Artikel, der über eine der großartigsten Einrichtungen des internationalen Verkehrswezens manches Neue bringt. Es sei im Voraus daran erinnert, daß das „Bureau Veritas“ ein Institut ist, dessen Thätigkeit in Deutschland der „Germanische Lloyd“ entspricht. Das älteste Vorbild für beide war das englische „Lloyd's Register“, das zusammen mit dem „Bureau Veritas“ gegenwärtig noch immer ganz unerreicht dasteht. Letzteres ist ursprünglich in Holland entstanden. Sein Geburtstag ist der 1. Juli 1828, da es in dem damals zu den Niederlanden gehörigen Antwerpen unter dem bescheidenen Titel eines Nachrichtenbureaus für die maritimen Versicherungsgesellschaften eröffnet wurde. Wie sein Name anzeigte, übernahm es die Pflicht, die Versicherungsgesellschaften von den Qualitäten und den Fehlern derjenigen Schiffe in Kenntniß zu setzen, die in den Häfen des Königreiches der Niederlande verkehrten, und sie außerdem bezüglich der zu zahlenden Prämien und besonderen Bedingungen auf dem Laufenden zu erhalten. Das Bureau war also damals nichts weiter als ein Führer für die Versicherungen. Schon im zweiten Jahre seines Bestehens wurde der Name „Bureau Veritas“ angenommen und von derselben Zeit an ein jährliches „Registre Veritas“ herausgegeben, das alle für die Versicherungsgesellschaften interessanten Neuigkeiten enthielt. 1832 verlegte das Bureau infolge des Bombardements von Antwerpen seinen Sitz nach Paris, wo es seitdem beinahe ohne Unterbrechung geblieben ist. Nur 1870 wurde der technische Dienst, um die werthvollen Archive während der Belagerung von Paris zu erhalten, nach Brüssel verlegt, während der Verwaltungsrath

in Paris zurückblieb. Gegenwärtig hat das „Bureau Veritas“ eine wesentlich erweiterte Stellung gegenüber seinen ursprünglichen Zwecken. Es überwacht den Bau und die Reparatur von Handels- und Luxus Schiffen, stellt während ihrer Lebensdauer den Erhaltungszustand fest, indem es von Zeit zu Zeit den Schiffsrumpf und die Maschinen untersuchen läßt. Gemäß diesen Untersuchungen stellt das Bureau ein Klassenzugniß aus, worin eine Zusammenstellung der Mängel und Eigenschaften jedes Schiffes gegeben wird. Der Nutzen dieser Einrichtungen für die Versicherungsgesellschaften liegt auf der Hand; sie erfahren daraus, was ein Schiff werth ist und welche Versicherungssumme sie für seinen möglichen Verlust zu berechnen haben. Die Besitzer der Schiffe waren anfänglich weniger mit den Untersuchungen ihrer Fahrzeuge zufrieden, sahen aber doch bald ein, daß die Sicherheit der zu versichernden Waaren eine derartige Aufsicht verlangte. Seit 1851 erkannte das Bureau die Nothwendigkeit, für seine Schiffs-Klassifikation die Grundlage durch Feststellung der Hauptregeln für den Bau von Holzschiffen zu schaffen. 1867 begann es sich auch mit den Bauvorschriften für eiserne Schiffe zu befassen, noch später dehnte sich seine Aufmerksamkeit auf Dampfessel und Maschinen aus und erließ Gutachten bezüglich der nothwendigen Eigenschaften des für Schiffsbauzwecke verwendeten Stahles, bezüglich der nothigen Haltbarkeit für Anker und Ketten u. s. w. So wurde das Bureau zu einem Führer für den Schiffsbau überhaupt. Wenn jemand ein Schiff von einem bestimmten Raumgehalt nach den Bauregeln des Bureau zu haben wünscht, so erfährt er von diesem sofort den Preis, der sich nach der „Klasse“ richtet und von der Solidität des Baues bestimmt wird. Ein ganz neues Schiff wird mit der Bezeichnung  $\frac{1}{3}$  in die Liste eingetragen. Ist es dann älter geworden und hat an Widerstandsfähigkeit verloren, so erhält es nacheinander kleinere Bruchtheile als Bezeichnung, also  $\frac{1}{2}$ ,  $\frac{1}{4}$ ,  $\frac{1}{2}$  u. s. w., was soviel sagen will als: das Fahrzeug besitzt nur mehr den Werth von  $\frac{1}{4}$  oder der Hälfte seines ursprünglichen Werthes. Danach stellt das Bureau Rathschläge auf, zu welchen Zwecken ein Schiff benutzt werden darf, zu Weltreisen, zu atlantischen Fahrten, zu größeren oder kleineren Küstenfahrten u. s. w. Die fortwährende Ueberwachung aller in das Register eingetragenen Schiffe ist eine ausgezeichnete. Ferner hat der Schiffsbau durch das Bureau selbst einen so großen Aufschwung genommen, daß alle neuen Erfindungen und Verbollkommnungen auf dem gesammten Gebiete sorgsam verfolgt werden. Gegenwärtig verfügt das Bureau über 200 Ingenieure. Seit 1870 wird alljährlich eine allgemeine Uebersicht der Handelsmarine in zwei Bänden herausgegeben, einer für Segelschiffe, der andere für die Dampfer. Darin sind sämmtliche Segelschiffe der Welt von mindestens 50 Tonnen und alle Dampfer von mindestens 100 Tonnen aufgeführt. Man findet darin die Namen der Kapitäne, des Schiffbauemeisters und Besitzers, den Hafen und das Jahr des Baues, den Platz der Ausrüstung, das Bau-system, den Längengehalt und für die Segelschiffe noch die Art der Bemastung und die Verhältnisse des Riefputzes, für Dampfer die Größe der Maschinen, Kessel und der Triebkraft. Endlich erscheint aus dem „Bureau Veritas“ jeden Monat eine Statistik der Schiffsunfälle der ganzen Welt. —

## Kunst.

— Die „Berliner Sezession“, — und zwar eine richtige Sezession, nicht nur wie bisher eine lose Vereinigung, — hat sich nunmehr konstituirte. Dem Vorstand gehören an: Max Liebermann als erster, der Thiermaler Oskar Frenzel als zweiter Vorsitzender, Walter Leistikow als erster, Otto S. Engel als zweiter Schriftführer, ferner Curt Hermann als Kassirer, Ludwig Dettmann und Fritz Klimsch. Die Zahl der Mitglieder beträgt bereits 68. Alle, die unter den jüngeren Berliner Künstlern einen guten Namen haben, sind der Sezession beigetreten, so die Mitglieder der „XI“, des Westflubs, auch die Woppsweder. Außer den bereits erwähnten, dem Vorstande angehörenden sind es folgende Künstler: J. Alberts, Hans am Ende, Hans Baluschek, Heine Dajedow, Josef Wlad, Martin Brandenburg, Prof. Ad. Brütt, J. Christensen, Rudolf Dammeier, Willi Döring, Wilh. Feldmann, Reinh. Felderhoff, Phil. Grand, Nicolaus Friedrich, Prof. Richard Frieze, Victor Freudenmann, Willy Hammacher, Ernst Hausmann, Fritz Heinemann, E. Heising, Herm. Hendrich, Dora Hüb, Paul Hoeniger, Ludwig von Hofmann, Ulrich Hübner, Oskar Kruse Liegenburg, Carl Langhammer, Hugo Lederer, Reinhold Lepsius, Sabine Lepsius, Franz Lippich, Hans Looftsen, Fritz Madensen, Walter Meher-Lüben, Georg Ludw. Mehn, Otto Moderjohn, G. Rosson, A. Normann, Hans Olde, Fritz Overbeck, Konstantin Stard, Karl Storch, Hugo Strud, A. Schmidt-Midelsen, Martin Schauf, Paul Schulze-Raumburg, Ernestine Schulze-Raumburg, Friedrich Stahl, Rich. Thierbach, Joseph Uphaus, Max Uth, Charles Fred. Ulrich, Karl Winnen, S. Vogeler, Ernst Wägener, Aug. Westphalen, Ernst Wendt, Julie Wolff-Thorn, Karl Ziegler, Max Zülicher. — Der Verein wird bei der Ausstellungskommission sein Gesuch um eigene Säle und eigene Jury wiederholen. Die Akademie der Künste soll diesen Forderungen freundlich gegenübersehen. —

## Kulturgegeschichtliches.

— Der erste in Deutschland gedruckte Kalender hat, wie wir einem im neuesten Heft von „Reclam's Universum“ erschienenen Aufsatz über die Entwicklung des deutschen Kalenders entnehmen, den „Meister Johann von Gmunden“ zum Verfasser,

der 1406, im Alter von 36 Jahren, als Kanonikus der Stephanskirche in Wien starb. Das im Jahre 1439 gedruckte, als immerwährender Kalender geltende Werk dieses Mannes stellt sich dar als ein Holzschmitt; oder eigentlich sind es zwei Holzschmitte, der eine ist auf die Vorderseite, der andere auf die Rückseite eines großen Papierblattes aufgedruckt. Der ganze Kalender besteht also nur aus diesem einzigen Blatte. Die Vorderseite zeigt die ersten sechs, die Rückseite die letzten sechs Monate des Jahres. Jeder Monat nimmt eine von oben nach unten verlaufende, also eine Längskolumne, für sich in Anspruch, an deren Kopfe sich das betreffende Monatsbild in Medaillonform hübsch präsentiert. Jede dieser zwölf Längskolumnen wird nun, abgesehen von den Bildern mit ihren Unterschriften, je nach der Länge der Monate, von 28 bis 31 theillich von links nach rechts verlaufenden Querkolumnen durchschnitten, die hauptsächlich angeben, welcher Heilige jedem einzelnen Tage zukommt und wann die unbeweglichen Feste eintreffen. Das großgedruckte A, das zuerst beim 1. Januar erscheint, ist der Sonntagsbuchstabe. Ferner sehen wir noch, ungefähr in der Mitte jeder Längskolumne, die Bilder des Thierkreises, gleichfalls in Medaillonform. Vor links stehen jedesmal die großen lateinischen Buchstaben K L mit einem Häkchen, welches die Abkürzung andeuten soll. Dies weist hin auf die Herkunft des Wortes „Kalender“ oder „collender“, wie es noch im 16. Jahrhundert heißt. Der erste Tag eines jeden Monats ward bei den alten Römern „Calendae“ genannt; davon stammt „Calendarium“ ab, was eigentlich nur das Verzeichniß der Zinsen bedeutete, die am ersten Tage eines jeden Monats fällig waren. Lateinisch ist auch noch die Sprache dieses alten Kalenders. In der Lücke am Schluß des Monats Februar nennt sich der Verfasser. —

**Biologisches.**

— Ueber die mikroskopische Thier- und Pflanzenwelt eines im Freien stehenden alten Taufbedens macht der Direktor der Biologischen Station zu Plön, Dr. Otto Zacharias, im „Zool. Anz.“ einige beachtenswerthe Mittheilungen. Das fragliche Taufbeden ist 1886 aus der Kirche des Dorfes Bosau am Südeinde des Plöner Sees entfernt und auf dem Friedhof aufgestellt worden. Da es unbedeckt ist, so fällt es sich zeitweilig mit Regenwasser und Schnee. Auch werden gelegentlich frische und abgestorbene Blätter in die Höhlung geweht. Dr. Zacharias hat nun mehrere Jahre hintereinander die mikroskopische Thier- und Pflanzenwelt dieses kleinen Aquariums beobachtet und die Anwesenheit eines sich von Jahr zu Jahr forterhaltenden Grundstammes von Arten festgestellt. Da das Beden zeitweise völlig austrocknet, so müssen diese Lebewesen eine außerordentliche Widerstandsfähigkeit gegen das Austrocknen besitzen. Am mannigfachsten waren mikroskopische Algen vertreten; größere Einförmigkeit zeigte die Thierwelt, wenn auch die Zahl der Einzeltwesen nicht gering war. Dies gilt namentlich für die Geißelinfusorien (Englenon und andere) und für eine Naderthierart (Philodina roseola). Diese sowie eine kleine Amöbenart traten ganz regelmäßig in den verschiedenen Jahren wieder auf. Von den Naderthieren erhalten sich nach des Beobachters Untersuchungen nur die Eier über eine längere Trockenzeit hinweg. Eine ähnliche Fauna fand Dr. Zacharias vor Jahren (1886) in der Höhlung einer Granitplatte, die bei Hirschberg i. Schl. als Steg über einen Graben führt. Dieselbe Thierwelt wurde schon 1852 von Ferd. Cohn in ganz der gleichen Zusammenfassung an dieser Stelle beobachtet, so daß hier eine über 30 Jahre sich erstreckende Geschlechterfolge der Lebensformen in engsten Bezirke nachgewiesen worden ist, die zweifellos auch noch bis heute keine Unterbrechung erlitten hat. In gleicher Weise würde sich wohl auch die Organismenwelt in dem Bosauer Taufbeden Jahrzehnte, wahrscheinlich selbst Jahrhunderte hindurch erhalten. —

**Technisches.**

— Ueber sein neues Verfahren zur Erzeugung hoher Temperaturen hielt Dr. Goldschmidt-Essen im „Verein für Gewerbefleiß“ einen längeren Experimentalvortrag. Die „Nat.-Ztg.“ berichtet darüber Folgendes: Die Methode beruht im Wesentlichen darauf, daß Aluminium verbrannt wird, aber nicht mit Hilfe des Sauerstoffes der Luft, sondern mit dem an ein Metall chemisch gebundenen Sauerstoff, also z. B. mit einem Oxyd oder Eisenoxyd, gewöhnlichem Sand oder dergleichen. Der Erfolg war ein überraschender. Die Mischung wurde mit einem Streichholz entzündet und brannte dann unter hellster Weißgluth ruhig weiter. Ein etwa 4 Zoll großer Niet, der mit einer solchen Erhitzungsmasse umgeben war, wurde in wenigen Sekunden glühend gemacht. Um die Ausstrahlung, also Wärmeverluste zu vermeiden, wurde dann das Experiment in einem gewöhnlichen Holzimer wiederholt und zwar mit einem 3 Kilogramm wiegenden Niet. Der Eimer war mit einer Sandschicht ausgekleidet, die die Wärme so zusammenhielt, daß das Holz außen nicht einmal warm wurde. Nach kurzer Zeit wurde die hochglühende Masse ausgestürzt, und nach Entfernung der Schlacken von dem Eisenstück erschien der weißglühende stauchfertige Niet. Ein fernerer Versuch leitete zur Darstellung der praktischen Verwendung des neuen Verfahrens über, indem dessen besondere Anwendbarkeit zum Hartlöthen gezeigt wurde. Das neue Verfahren findet auch mit Erfolg zum Schweißen Anwendung und bietet erhebliche Vortheile gegenüber dem elektrischen Schweißverfahren. Leicht ist es auch, mit dieser Erhitzungsmasse durch dicke schmiedeeiserne Platten große Löcher zu schmelzen. Besonders wichtig ist dies neue Verfahren aber für die Metallurgie, indem man dadurch nur durch andere Mischungen direkt reine geschmolzene, kohlefreie Metalle herstellen kann, welche in reinem und geschmolzenem Zustande abzuschneiden bisher noch nicht gelang. In erster Linie gehört hierzu das Chrom, von welchem in einem großen Tiegel ca. 8 Kilogramm in wenigen Minuten hergestellt wurden; die im Tiegel befindliche Masse mit einem Streichholz entzündet, stellte bald einen feurigen Fluß dar, dessen Temperatur auf ca. 3000 Grad zu schätzen war, während die Außenwand des Gefäßes kalt blieb. Eine große Zahl anderer Metalle läßt sich in gleicher Weise abschneiden; vorgezeigt wurden große Stücke von reinem, kohlefreiem Mangan, die sich fast ebenso gut an der Luft halten wie das Chrom; ferner lagen noch Legirungen von Ferro-Vor, Ferrotitan, Chromkupfer etc. vor. Die geschmolzene Thonerde, die sich bei dieser Metall-darstellung bildet, ist ein künstlicher Korund, aber bedeutend härter als der natürliche Korund oder Schmirgel; er kommt unter dem Namen Corubin als Schleifmittel in den Handel. Als Nebenprodukt werden bei dem Verfahren künstliche Rubinen erzeugt. Der Redner zeigte in der Schmelze, die von der Chromherstellung stammte, kleine rote, durchsichtige Kristalle, die aber in Folge ihrer Kleinheit keinen Handelswerth besitzen. Im luftleeren Raum erglühten sie unter dem Einfluß von Kathodenstrahlen ebenso prächtig wie die natürlichen Rubinen. Ferner wurde noch gezeigt, daß ein Gemisch von Aluminium oder auch Calciumcarbid mit Natriumsuperoxyd schon beim Vermischen verbrannt und daß man diese Reaction benutzen kann, um z. B. ein Gemisch von Eisenoxyd und Aluminium beifuss Abscheidung von reinem Schmiede-Eisen zur Entzündung zu bringen; man braucht also nur die Entzündung hervorzurufen, die diese große Wärme erzeugt, nicht einmal ein Streichholz in Brand zu setzen. Bei all' diesen Verfahren ist das Aluminium als Wärme-Akkumulatur anzusehen, dessen Heizkraft überall mit größter Leichtigkeit auszulösen; somit ist eine neue vielseitige Verwendung für dieses Metall gegeben. —

schon Schweißverfahren. Leicht ist es auch, mit dieser Erhitzungsmasse durch dicke schmiedeeiserne Platten große Löcher zu schmelzen. Besonders wichtig ist dies neue Verfahren aber für die Metallurgie, indem man dadurch nur durch andere Mischungen direkt reine geschmolzene, kohlefreie Metalle herstellen kann, welche in reinem und geschmolzenem Zustande abzuschneiden bisher noch nicht gelang. In erster Linie gehört hierzu das Chrom, von welchem in einem großen Tiegel ca. 8 Kilogramm in wenigen Minuten hergestellt wurden; die im Tiegel befindliche Masse mit einem Streichholz entzündet, stellte bald einen feurigen Fluß dar, dessen Temperatur auf ca. 3000 Grad zu schätzen war, während die Außenwand des Gefäßes kalt blieb. Eine große Zahl anderer Metalle läßt sich in gleicher Weise abschneiden; vorgezeigt wurden große Stücke von reinem, kohlefreiem Mangan, die sich fast ebenso gut an der Luft halten wie das Chrom; ferner lagen noch Legirungen von Ferro-Vor, Ferrotitan, Chromkupfer etc. vor. Die geschmolzene Thonerde, die sich bei dieser Metall-darstellung bildet, ist ein künstlicher Korund, aber bedeutend härter als der natürliche Korund oder Schmirgel; er kommt unter dem Namen Corubin als Schleifmittel in den Handel. Als Nebenprodukt werden bei dem Verfahren künstliche Rubinen erzeugt. Der Redner zeigte in der Schmelze, die von der Chromherstellung stammte, kleine rote, durchsichtige Kristalle, die aber in Folge ihrer Kleinheit keinen Handelswerth besitzen. Im luftleeren Raum erglühten sie unter dem Einfluß von Kathodenstrahlen ebenso prächtig wie die natürlichen Rubinen. Ferner wurde noch gezeigt, daß ein Gemisch von Aluminium oder auch Calciumcarbid mit Natriumsuperoxyd schon beim Vermischen verbrannt und daß man diese Reaction benutzen kann, um z. B. ein Gemisch von Eisenoxyd und Aluminium beifuss Abscheidung von reinem Schmiede-Eisen zur Entzündung zu bringen; man braucht also nur die Entzündung hervorzurufen, die diese große Wärme erzeugt, nicht einmal ein Streichholz in Brand zu setzen. Bei all' diesen Verfahren ist das Aluminium als Wärme-Akkumulatur anzusehen, dessen Heizkraft überall mit größter Leichtigkeit auszulösen; somit ist eine neue vielseitige Verwendung für dieses Metall gegeben. —

**Humoristisches.**

— Trauer. „Gnädigste gestatten, Ihnen mein herzlichstes Beileid auszusprechen.“  
 „Ach ja, — aber eigentlich hatten wir uns schon lange mal einen stillen Winter gewünscht.“ —  
 — Aus Wahrenth. „Schabst Du Schello, schäbiger Schuft?“  
 „Rein, ich goge die Gige, geifernder Gauch.“ —  
 („Simplic.“)

**Notizen.**

— „Das fünfte Rad“ hat Hugo Lubliner sein neues Lustspiel gekauft, das nächstens im Schauspielhaus zur Aufführung gelangt. — Nicht abergläubisch sein, ist Alles, aber wenige Schriftsteller sind es. —  
 — 14 000 Mark Abstand zahlte das „Deutsche Theater“ dafür, daß Direktor Reumann-Hofer vom „Leipzig-Theater“ Frau Elsa Lehmann freigab. —  
 c. o. Am Sonntag den 8. Januar ist in Montmorency das Rousseau-Museum eröffnet worden. Es soll alle Aendenen und Dokumente vereinigen, die an den Philosophen erinnern. —  
 — Finnland hat seine erste nationale Oper erhalten. Sie führt nach der „Voss. Ztg.“ den Titel „Pohjan neiti“ und umfaßt drei Akte. Der Inhalt ist dem finnischen Nationalepos Kalevala entnommen. —  
 — Zwei bisher unbekannte und noch nicht ausgestellte Werke Arnold Böcklin's sind im Salon Gurliitt zu sehen. —  
 — Bei den Ausgrabungen auf dem Forum Romanum entdeckte man am sogenannten Lapis Niger an der Via Sacra das von den alten Römern verehrte angebliche „Grab des Romulus“. —  
 — Der in Diensten des Kongostaates stehende Lieutenant Lemaire hat im Süden des Tanganjikas einen neuen See, den See Sufi, entdeckt. —  
 — In Südastralien geht die Zahl der Eingeborenen sehr stark zurück. Im Jahre 1891 lebten in dem ganzen Gebiete — 995 720 Qu.-Am. — noch 3134 Eingeborene, 1897 nur noch 2000. —  
 — In London hielt letzte Woche der Leichenbeschauer Wood die Untersuchung über die Todesursache des 42-jährigen, sich bis vor Kurzem kräftiger Gesundheit erfreuenden Charles Lee ab. Die Sektion stellte Springen eines Blutgefäßes als Ursache des jähen Todes fest, ergab aber zugleich die seltsame Thatsache, daß Lee mit nur einer Lunge geboren worden war. Die anwesenden Aerzte erklärten, daß ihres Wissens ein solcher Fall in der medizinischen Literatur nicht verzeichnet sei. —  
 t. Die wie ein Klänchen mit einem Klappdeckel aussehenden Blüten der Pflanzengattung Nepenthes werden jetzt als Blumenwasser verwendet. —